

## ■ Musik und Männlichkeiten in Deutschland seit 1950

*Marion Gerards/Martin Loeser/Katrin Losleben (Hg.), Musik und Männlichkeiten in Deutschland seit 1950. Interdisziplinäre Perspektiven (Beiträge zur Kulturgeschichte der Musik; Bd. 8), München (Allitera) 2013, 351 S., 32,00 €*

Das Erscheinen dieses Sammelbandes ist in doppelter Hinsicht erfreulich. Zum einen, weil er ein Forschungsdesiderat zu beseitigen hilft: Während sich die musikwissenschaftliche Genderforschung bisher weitgehend Frauen in ihren historischen und sozialen

Wirkungsfeldern zugewandt hat, wurde die Frage nach ›Männlichkeit und Musik‹ nur beiläufig gestellt. Dieser Befund muss insofern Erstaunen hervorrufen, als es allzu offensichtlich ist, wie sehr das Denken über Musik in Vergangenheit und Gegenwart von stereotypen Männlichkeitsbildern geprägt ist. Doch die Musikwissenschaft scheint in ihrer Reserviertheit gegenüber dem Themenfeld ›Mann‹ durchaus kein Sonderfall zu sein. Denn dieses sei, wie es Stefan Horlacher in seinem einleitenden Forschungsüberblick herausstellt, generell in den Sozialwissenschaften bislang eher sporadisch bedacht worden. Erst seit 15 bis 20 Jahren würden »die männliche Psyche und Subjekt-konstitution zunehmend in den Blickpunkt wissenschaftlicher Beobachtung« gerückt.

Im ersten Abschnitt des Bandes führen drei Einführungsbeiträge in aktuelle Problemfelder ein, die unter der Überschrift »Perspektiven« insgesamt einen sehr instruktiven Forschungsbericht leisten. Hervorzuheben ist hier der erwähnte Beitrag von Horlacher, der als Literaturwissenschaftler in das weite Spektrum der Problemhorizonte und in die Geschichte der Männlichkeitsforschung einführt. In einem zweiten Abschnitt, überschrieben mit »Personen – Institutionen – Instrumente – Genres«, gehen die Autor\_innen in ihren Beiträgen »auf die konkrete Spurensuche nach musikalischen Repräsentationen von Männlichkeiten«. Dieser Abschnitt liefert eine große thematische und methodische Breite, sodass die Leser\_innen einen instruktiven Überblick über mögliche Forschungsgegenstände erhalten. Hier gibt es ebenso Überlegungen zur alpenländischen Volksmusik (Gerlinde Haid) wie zum Gangsta Rap (Martin Seeliger) oder zum Heavy Metal (Florian Heesch). In einem dritten und abschließenden Abschnitt fragen die Autor\_innen »nach den Konsequenzen, die aus dem Wissen um die soziale und kulturelle Konstruktion der Kategorien Männlichkeit und Weiblichkeit für eine gendersensible Musikpädagogik und Jugendarbeit erwachsen«. Themen sind hier

etwa Lernprozesse in der Pop-Musik (Ilka Siedenburg) oder die Arbeit mit Kinder- und Jugendbands (Judith Müller).

Zum anderen zeichnet sich dieser Band durch seinen inhaltlichen und methodischen Pluralismus aus. Die Vielfalt menschlicher Ausdrucksformen und artifizierender Praktiken nicht nur um der politischen Korrektheit Willen anzuerkennen, sondern in konkrete Forschungsergebnisse münden zu lassen, kann gar nicht genug gewürdigt werden. Wurde früher »Männlichkeit«, so Horlacher, »in den meisten Studien noch im Singular gedacht, [...] so betont die aktuelle, vor allem anglo-amerikanische Männlichkeitsforschung die Heterogenität von Männlichkeit, ihre Differenz und Vielfalt«.

Die Beiträge des Bandes spiegeln diese Heterogenität wider: So fragt etwa Irving Wolther nach der Rezeption des Eurovision Song Contest unter homosexuellen Männern und geht vielfältigen und komplexen Rezeptionsmechanismen auf den Grund, um nicht zuletzt gegen die versimplifizierende Ansicht Stellung zu beziehen, der (vermeintlich) schwule Fan interessiere sich im Allgemeinen nicht für Rockmusik, sondern allein »für die Lieder der beim ESC dominierenden Sängerinnen, die ihm zudem als Identifikationsfigur dienen«. Doch wird Männlichkeit nicht allein als ein Phänomen betrachtet, das rein diskursiv über Musik hergestellt wird, sondern auch über bestimmte Techniken des Komponierens und Musizierens. Martin Loeser untersucht hierzu Lieder von Marius Müller-Westernhagen und Herbert Grönemeyer, in denen er nachweist, wie Männlichkeit von der Musik selbst inszeniert wird, indem musikalischer Ausdruck sensibel mit der Textvorlage korrespondiert. Musik erscheint als Mittel zur Versinnlichung verschiedener Typen oder Ausprägungen von Männlichkeit.

Nina Noeske zeigt anhand der Beethoven-Rezeption in der ehemaligen DDR, wie sehr sich die Dominanz des Männlichen samt der von ihm erzeugten Bilder – wie die Inszenierung eines »männlichen« Beethoven

zur Feier seines zweihundertsten Geburtstags 1970 – gegenüber politischen und ideologischen Unterschieden als indifferent erweisen. Vorstellungen von Männlichkeit, des körperlich und geistig Überlegenen würden politisch funktionalisiert. »In einem Kalten Krieg lag es«, so Noeske, »auch auf musikalisch-kulturellem Gebiet nahe, sich des hegemonialen Diskurses zu versichern, um die eigene Vorherrschaft im Systemkonflikt festzuschreiben«. Als ein Beispiel führt sie die »Wortwahl, Argumentationsstruktur und Zielrichtung der wissenschaftlichen Beiträge« an, die zum Ostberliner Beethoven-Kongress 1970 erschienen sind. Dass bestimmte Männlichkeitsbilder oder -inszenierungen Folge vorgelagerter sozialer Praktiken sein können, zeigt Malte Friedrich in seinem aufschlussreichen Beitrag über »Sexismus und Affirmation im HipHop«. Ihm zufolge muss Musik im Kontext bestimmter »Szenepraktiken« gesehen werden, um ihren »Stellenwert und ihre Wirkung« kritisch beurteilen zu können. Seine Pointe lautet, dass der »Gewalt- und Sexismusvorwurf« zwar zu Recht gegen bestimmte Textinhalte erhoben wird, zugleich aber irreführend sei, weil mit diesen Texten nicht in erster Linie andere abgewertet werden sollten. Es gehe in ihnen statt dessen zunächst darum, »eine vollständig beherrschbare Welt zu imaginieren«, was traditionell freilich als geradezu prototypisch für »Männlichkeit« gelten kann.

Ohne hier auf Kontroversen eingehen zu können, die sich im Zuge des sogenannten Performative turn in den Kulturwissenschaften entwickelt haben, so scheint doch eine knappe methodologische Überlegung angebracht zu sein: Die Sprache und Rhetorik, die der Leserin und dem Leser gleich zu Beginn begegnen und Teile dieses Bandes bestimmen, evozieren die Sphäre des Schauspiels. So geht es um »Inszenierungen und Aushandlungen von Männlichkeiten im Bereich der Musik«, um »Performanz, Performativität und Performance von Geschlecht«; die Menschen werden zu Akteuren, die in »gesellschaftlichen Spielfeldern« Männlichkeit oder einen »männlichen Habitus« »per-

formieren«. Den Autor\_innen geht es um »den angemessenen Nachvollzug der mit dem doing gender verbundenen vielschichtigen (historischen und künstlerischen) Prozesse der Konstruktion und Inszenierung weiblicher und männlicher Identitäten«. Diese Rhetorik suggeriert die Vorstellung eines Subjekts, das sich nicht aus dem Spannungsverhältnis von Autonomie und Heteronomie konstituiert, sondern das vollständig in einem Netz sprachlicher und sozialer Strukturen verschwindet: Jemand, der lediglich etwas aufführt, also »performiert«, tritt nicht als er selbst in Erscheinung, er handelt nicht selbst, sondern ist der Ausführende, der »Akteur« übergreifender Determinanten. Und sollte das Subjekt dennoch als wenigstens partiell selbstbestimmt handelndes begriffen werden, so besteht dieses Handeln aber allein im »Inszenieren«; auch dann scheint ein autonom handelndes Subjekt verborgen zu bleiben – dies legt zumindest eine Rhetorik nahe, die allzu stark vom Begriffsfeld des bloß Performativen geprägt ist.

Allerdings ist der Rekurs aufs Performative dennoch gut begründet. Männlichkeit erscheint zwar nun als Maske, hinter der ein autonomes Subjekt verborgen bleibt, doch signalisiert der Rekurs aufs Performative auch die sozialwissenschaftlich unhaltbare Annahme eines wesenhaft »Männlichen«. Dass die Autor\_innen nirgendwo die Existenz, sondern allein die »Konstruktion« von Männlichkeiten postulieren, bedeutet einen Gewinn, der die Kehrseite des unausgewogenen Verhältnisses zwischen Autonomie und Heteronomie mehr als aufwiegt: Dieser ist die Folge eines nicht zuletzt auch von der Wissenssoziologie wesentlich mit verursachten Fortschritts der Sozialwissenschaften, die den naiven Glaube, vom Wesen einer Sache wissen zu können, aufgegeben haben. Dieser Glaube ist der methodischen Vorsicht gewichen, zunächst auf die sozialen Praktiken zu rekurrieren, die diese Sache herstellen.

»Männlichkeit«, wie sie von den Sozialwissenschaften behandelt wird, ist durch und durch das Resultat sozialer Praxis. Die Rück-

führung eines kulturellen, vom Menschen hergestellten Phänomens auf eine – letztlich nur imaginierte – »Natur« der Dinge oder des Menschen kann in letzter Konsequenz zu ihrer unhaltbaren Rechtfertigung oder Verurteilung führen. Vollkommen zu Recht kritisiert Katrin Losleben essentialistische Geschlechterstereotype etwa bei Susan McClary.

Wissenschaftstheoretisch führt die Annahme der sozialen Konstruiertheit der Männlichkeit indes in eine Verlegenheit. Denn es sind unendlich viele positive Belege dafür denkbar, dass »Männlichkeit« allein aus sozialen und diskursiven Praktiken resultiert. Doch ist diese Annahme im Sinne Karl Poppers nicht falsifizierbar. Mit den Methoden der Sozialwissenschaften ist die Erkenntnis eines genuin »Männlichen«, das nicht Konstrukt oder Effekt einer sozialen Praxis ist, nicht möglich, weil sich jede Deutung von Männlichkeit als Sein und nicht als Performanz oder Inszenierung mit dem Verweis auf ihre ideologischen und kulturell determinierten Voraussetzungen aus den Angeln heben lässt.

So kann dort, wo es um das Verstehen einer sozialen Praxis geht, von »der« Männlichkeit nicht die Rede sein. Hierfür zu sensibilisieren, ist ein wichtiges Verdienst der Beiträge dieses Bandes, ebenso wie ihre thematische Breite und methodische Heterogenität, mit der sie Impulse für ein bislang zu wenig erschlossenes Forschungsfeld liefern.

ANDREAS DOMANN (KÖLN)